

zu Wort: Broder neben Buber, Elon neben Fleischmann, Feuchtwanger neben Freeden, Herzl neben Hess, Flavius Josephus neben Khoury, Kollek neben Lagerlöf, Lasker-Schüler neben Oz, Rabin neben Ben-Chorin, Scholem neben Singer, Sperber neben S. Zweig ... Und nicht zuletzt wird aus der Bibel zitiert. Der betrachtende Leser bekommt so einen starken Eindruck von den historischen, theologischen und politischen Ansprüchen, Gegebenheiten und Problemen, unter denen Jerusalem bis heute ächzt und stöhnt:

„Jerusalem ... ist tatsächlich ein Juwel mit besonderem Glanz und Schliff, einmalig und unverwechselbar ... Die ganze Welt in ihrer prallen Unterschiedlichkeit an Hautfarben, Glaubensrichtungen, Herkunftsländern und Kleiderordnungen scheint hier im Kleinen versammelt zu sein“ (7, 10).

Etwas von der Zwiespältigkeit, der Zerrissenheit des heutigen Jerusalem spiegelt sich in den Aufnahmen von Günther Sydow: Sie sind mehr für „Insider“, geben sie doch durch die Kunst der Mehrfachbelichtung Einblick in die facettenreiche Problematik des Nahostkonflikts, dessen Fäden in Jerusalem zusammenlaufen. Ineinander geschobene, aufeinander gelegte Bilder – es bedarf Zeit zur Muße, um sie zu entschlüsseln. Aber wer die Originale vor seinem inneren Auge vorbeiziehen läßt, gewinnt neuen Zugang zu dieser Stadt. Die Bilder werden zum Gleichnis für die vielschichtige Wirklichkeit Jerusalems, da verwischen die Konturen, kommt Fiktion ins Spiel, Visionen werden freigesetzt. Die Stiche und Radierungen dazwischen wirken beruhigend und verbinden die moderne Kunst der Mehrfachbelichtung mit der Vergangenheit. Das Buch wirkt farbig und quirlig, an manchen Stellen scheint etwas vom Stimmengewirr der Altstadt eingefangen, etwas von lauten, schrillen, auch dumpfen Tönen. Politisch endet der Streifzug: Das Lied von Jaacov Rotblit, von Jitzhak Rabin kurz vor seiner Ermordung gesprochen, weist den Weg zum Frieden für Jerusalem und Israel. Dazu als letztes Bild: die „Halle der Erinnerung“ in Yad Vashem. Amos Oz, das „Gewissen der Nation“, hat über den Friedensprozeß gesagt: Aus Gründen des Überlebens muß Frieden geschlossen werden! „Der Frieden ist wie das Leben selbst: kein Ausbruch der Liebe, keine mystische Kommunion unter Feinden, sondern nicht mehr und nicht weniger als ein gerechter und vernünftiger Kompromiß unter Gegnern.“

Dieter Krabbe

Meinrad Limbeck, **Das Gesetz im Alten und Neuen Testament**. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1997. XII u. 254 Seiten.

Über das „Gesetz“ in den biblischen Schriften ist viel geschrieben worden, Gutes und weniger Gutes. Meinrad Limbeck gelingt es auf hervorragende

Weise, nicht die Frage nach den „Gesetzestheologien“ in der Bibel zu beantworten, sondern: „was denn Gott vom Menschen in Wahrheit will, und wozu er die Gemeinschaft mit dem Menschen sucht“. Er befragt die „Funktion“ des Gesetzes innerhalb der biblischen Schriften. Vorerst räumt er eine Reihe von Mißverständnissen im Umgang mit dem Begriff „Gesetz“ aus („Weder Strafe ... noch Gehorsam! Ein Gott, der sich kümmert.“), um dann in fünf Schritten die alttestamentlichen Ansätze systematisch durchzusehen. Hierin liegt der beste Teil des Buches. Limbeck zeigt die Funktion von „Gesetz“ innerhalb des Bundesbuches, der Propheten, des Deuteronomiums und der Priesterschrift auf. Er weist nach, daß letztlich das Gesetz in allen Schriften die Funktion hatte, Gottes hilfreiche Nähe zu vermitteln und erfahrbar zu machen, ein Mittel in die Hand zu geben, Gottes Heilswillen mitzuteilen. Die Priesterschrift sah das Zentrum der Schöpfung in Gottes Gegenwart inmitten Israels, wofür Israel sich bereitmachen mußte, um in dieser Wirklichkeit leben zu können. Auch wenn in der Priesterschrift die kultische Ordnungsfunktion gegenüber dem Deuteronomium bei weitem überwiegt, zeigt doch gerade der Vergleich dieser beiden Ansätze, daß die Funktion des „Gesetzes“ trotz der individuellen und vom Autorenhintergrund abhängigen Unterschiede immer wieder auf das gleiche abzielt: Gottes Mitsein mit dem Volk zu ermöglichen. Limbeck beschäftigt sich auch mit der Krise und Funktion des Gesetzes in der Spätzeit des Alten Testaments und in der zwischentestamentlichen Literatur, wo das Gesetz als Schöpfungsordnung und Weisheit eine Rolle bekommt, die Israels individuelle Gotteserfahrung auch in der Auseinandersetzung mit dem Hellenismus bewährt.

Im neutestamentlichen Teil behandelt Limbeck „Jesus und die Tora“, „Paulus und das Gesetz“ sowie das Matthäusevangelium, um in einem Abschlußstatement über „die Funktion des Gesetzes“ zu enden. Auch hier sucht Limbeck konsequent nach einer „Funktionsanalyse“ des Gesetzes. Er beschreibt Jesus als gesetzestreu. Sein Gesetzesverständnis war aber getragen gewesen vom unbedingten Heilswillen Gottes, von der Gegenwart von Gottes endgültigem Entgegenkommen. Gottes Barmherzigkeit wäre somit der Maßstab für das „Gesetz“ der Menschen. Wenn kritische Einwände überhaupt zu dem Buch erhoben werden können, dann am ehesten in diesen Abschnitten, wo man fragen darf, ob Jesu Gottes- und Gesetzesverständnis hier voll in allen Facetten beschrieben wurde. M. E. fehlt die in den Evangelien durchaus spürbare Radikalität Jesu, die nicht nur Gottes Barmherzigkeit, sondern das Gericht ankündigt (z. B. Lk 3,7-9) und auch einen willkürlichen Gott kennt (z. B. Mt 24,40-42). Auch bei Paulus fehlt eine Behandlung des Themas „Gesetz des Glaubens“ aus Röm 3,27, wo Paulus die durch Glauben zu ihrer wahren

„Funktion“ gekommene Tora beschreibt. Limbecks Quintessenz des Buches ist zweifellos in seinen Schlußworten erkennbar, „daß Gott heute einem jeden Menschen als barmherziger Vater begegnen will“ (147). Auch wenn hier vielleicht zurecht einige kritische Korrekturen notwendig sein werden, bleibt trotzdem Limbecks Buch von unbezahlbarem Wert, denn selten zuvor habe ich so klug und überzeugend die Funktion von Tora in der Bibel erläutert bekommen.

Gerhard Bodendorfer

Friedrich-Wilhelm Marquardt, **Was dürfen wir hoffen, wenn wir hoffen dürfen?** Eine Eschatologie. Christian Kaiser/Gütersloher Verlagshaus. Band 1, 1993, 482 Seiten; Band 2, 1994, 415 Seiten; Band 3, 1996, 564 Seiten.

In der protestantischen und katholischen Theologie der Gegenwart nimmt die Eschatologie einen wichtigen Platz ein. Marquardt versteht die Eschatologie mit den maßgeblichen Theologen unserer Zeit nicht mehr als die „Lehre von den letzten Dingen“, sondern als die „Lehre von der Weltrevolution“, wobei er aber keine marxistische Version der Theologie meint, sondern die radikale Veränderung von Welt und Geschichte von Gott her. Sie ist für die „Lehre von dem, was wir Menschen zuletzt – hoffentlich in Anbetung, Lob und Dank – zu sagen lernen und was wirklich auch das Letzte ist, weil es *der* Letzte ist, der Eschatos, also *Lehre von Gott*“. Marquardts Eschatologie folgt nicht mehr den Gliederungen alter theologischer Traktate, sondern ist eine Entfaltung dessen, was Menschen überhaupt und an der Bibel orientierte Christen unter Hoffnung verstehen. „Hoffnung“ ist für ihn die zentrale eschatologische Kategorie. Im ersten Band fragt er: „Dürfen wir hoffen?“ Hier entfaltet er so wichtige Themen wie Hoffnung, Verheißung, Gebot und Christus als Erfüllung aller Hoffnung. Der zweite Band stellt sich der Frage: „Was kommt auf uns zu?“, mit Überlegungen zum Sterben und Tod als den Mächten, die alle Hoffnung zu durchkreuzen scheinen. Der dritte Band versucht Antworten auf die Frage: „Was dürfen wir hoffen?“ Hier stellt er sich den alten Überlieferungen, die vom Kommen Jesu und dem Entgegenkommen der Toten und Lebenden, vom Jüngsten Gericht und Ewigen Leben handeln. Drei durchgängige Grundzüge – Eigentümlichkeiten dieser Eschatologie – erscheinen bemerkenswert.

1. Marquardt knüpft an *alte theologische Traditionen* an. Seine Eschatologie bezieht sich konsequent auf die Schriften des Ersten und des Neuen Testaments. Viele Auslegungen eröffnen ungewohnte Perspektiven. Luther steht im Blickpunkt. Von den neueren Theologen werden vor allem Barth und Bult-